

# Hauptsache, hohe Kosten

## Der deutsche Sonderweg der Drittmitteltabellen

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften unterhält seit einiger Zeit eine Schriftenreihe mit Beiträgen zur deutschen Wissenschaftspolitik. Darin ist vor kurzem eine Analyse des Soziologen Jürgen Gerhards erschienen, die sich mit dem deutschen Sonderweg bei der Messung von Forschungsleistungen befasst ([http://www.bbaw.de/publikationen/wissenschaftspolitik\\_im\\_dialog/](http://www.bbaw.de/publikationen/wissenschaftspolitik_im_dialog/)). Nur in Deutschland nämlich kommt, wenn es darum geht, die Leistungsfähigkeit von Forschern einzuschätzen, ihrer Begabung, Drittmittel einzuwerben, eine zentrale Rolle zu.

Drittmittel sind diejenigen Finanzierungsbeträge, die nicht aus dem Grundetat der Hochschullehrer stammen; weshalb sie Drittmittel heißen, weiß angesichts der Tatsache, dass es keine Zweitmittel gibt, niemand genau – vielleicht, weil sie nicht vom Forscher selbst und seiner Universität, sondern von Dritten kommen. Hierzulande vor allem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der EU, den Stiftungen, der Industrie. Auch andernorts ist die Wissenschaft stark auf solche Außenfinanzierung angewiesen.

Doch ihre Höhe als einen Indikator für die Qualität der Forschung zu nehmen, darauf kommt man vor allem in Deutschland. Gerhards formuliert die Alternative an der Grenze zur Ironie: „Die Grundidee, Forschungsleistungen durch das Urteil von Experten, das diese im Hinblick auf den ‚Outcome‘ von Forschungen abgeben, zu bemessen, hat ohne Zweifel eine hohe Plausibilität.“ In nur wenig forcierter Übersetzung heißt das: Es leuchtet ein, Forschungsleistungen durch Überprüfung von Forschungsleistungen zu überprüfen. An ihren Taten sollt ihr sie erkennen, und ohne Lesen und Nachdenken geht das nicht.

Geht doch, sagen die Anhänger beispielsweise des DFG-Förderrankings, das auflistet, wie viel Geld an welche

Universitäten ausgeschüttet wurde, nachdem von ihnen aus Projektanträge gestellt wurden. Dass die DFG ein Interesse daran hat, einen engen Zusammenhang zwischen ihren Überweisungen und der Forschungsqualität zu behaupten, liegt auf der Hand. Auch die Entscheidungen im Rahmen der Exzellenzinitiative zogen die Drittmittelbilanz der Antragsteller heran. Und schließlich gehen die Drittmittel als Indikator in die sogenannte „leistungsorientierte Mittelvergabe“ der Bundesländer ein, die den Wettbewerb zwischen Hochschulen stimulieren soll. In Berlin spielen sie eine sechsmal größere Rolle als die Publikationsleistungen, die ihrerseits weniger für die Finanzausstattung der Universitäten bedeutsam sind als deren Gleichstellungsmaßnahmen.

Wie sich das auf die Berufungspraxis an den Hochschulen niederschlägt, ist leicht zu erraten. Gerhards hat für sein eigenes Fach ausgerechnet, dass zwischen 2010 und 2012 in knapp der Hälfte aller Ausschreibungen ausdrücklich Erfolge bei der Mitteleinwerbung verlangt wurden, aber nur in gut einem Drittel auf gute Publikationen Wert gelegt wurde.

Das alles geschieht, obwohl es keinen Nachweis für einen engen Zusammenhang zwischen Mitteleinwerbung und Forschungsqualität gibt. Fast alle Studien, die es überhaupt dazu gibt, legen nur schwache Korrelationen nahe. Überdies wird in vielen Drittmitteltabellen nicht einmal die Größe der jeweiligen Universität und der Personaleinsatz berücksichtigt, der den bewilligten Summen gegenübersteht. Man hat also nicht einmal Erkenntnisse darüber, wie teuer eine Publikation den Drittmittelgeber kam. Wer dagegen nun einwendet, eine solche Betrachtungsweise laufe auf die Ökonomisierung der Forschung hinaus, dem kann man nur sagen: Ja, genau – und wer hat damit angefangen? Wenn schon Zahlen, dann richtige. JÜRGEN KAUBE